

(Nachdruck verboten.)

1) Der Kampf um Bliessen.

Eine Sommergeschichte von Heinrich Vorhard.

Ein Juni-Sonntag ist es, ganz früh; die Swinemünderstraße gehört noch den Späßen; sie machen sich mitten auf dem Bürgersteig breit, zanken und balgen sich auf allen Gesimsen, auf allen Balkonen, schreien ihre rüdigen Bemerkungen von den Dächern auf die Straße hinunter, von der Straße nach den Dächern hinauf, und baden ganz ungeniert, wo ihnen eine Pflüze gefällt. — Die Swinemünderstraße gehört den Späßen.

„Aber dahinten, hinterm Arconaplatz die Menschenkarawane da, Vater, Mutter und die drei Töhren! . . . Verflucht! Det 's ne andre Riste! . . . Na, se jehn über'n Damm . . . se wer'n woll bloß nach de Schwedter rüberjondeln . . . Die feije Bande macht sich dünne, wo se uns jesehn hat! . . . Des wollten wa Jhnen aber ooch jeraten hab'n! . . . Aee, se kommen ja die Straße ruff . . . nu bleiben se an de Rheinsberger Ecke stehn! . . . Rief bloß eener: Mutter setzt den Freßkober mit'n Abee hin, un der Junge fängt an, des Rächen zu puffen! . . . Die machen sich's da gemütlich! So'ne Jemeinheit! Na is det nich Störung der Sonntagsruhe . . . is et det nich? . . . Wenn ic man bloß en Schuttmann auffabeln könnte! . . .“

So, Fritz Futterbauch, der Spätz.

Aber Bademack ahnten nichts von ihm und seinem Unwillen.

„Na, siehst de Vater,“ sagte Frau Bademack, „Du, immer mit dein Drängeln von wejen 's Beschjehn, nu kann ic mir hier de Beene in 'n Bauch stehn, bis de andern anjerückt kommen.“

„Det wär ooch bloß halb so schlimm . . . Deine Stelzen sind ja lang jenuch . . . Wir passen denn besser zusammen, verstehst de . . . un denn bloß noch innerlich son halben Meter jekürzt, denn jeh't's ooch innerlich mit uns Beide . . .“

„Ach Quasel! . . . Jc bin tadsch wie 'n Affe! Deine duslige: „Militärische Pünktlichkeit.“

„Mutter: Pünktlichkeit is de Höflichkeit der Froßen. Hast de denn ooch den Spicaal, Meta?“

„Herrjes, den Spicaal! Der liejt ja noch in's Kleider-spinde!“

„Denn kommt man; denn woll'n wa man gleich wieder nach Hause jehn. Wenn det schon so anfängt, denn pfeif' ic uff det ganze Berjnüjen! Jc doch wahr! . . . Man freut sich die ganze Woche druff, un nachher lassen se 'n Spicaal liejen . . . Na, also los! Nach Hause! Die Bummelci wer' ic Euch schon austreiben . . . Wat machst de denn vor'n Gesicht, Meta? . . . Et will woll bei Dir reijnen?“

„Na also, Du kannst ja nach Hause jehn, ic mit de Kinder bleibe hier! . . .“

„Det wer'n wa ja noch jehn, ob de Kinder mitfahren, det wer'n wa ja noch jehn! Jhr kommt jekt stantepeh mit nach Hause, versteht Jhr! . . .“

„Na, schön, nimm se man mit . . . Un wenn denn Deine Tochter ne olle Jungfer bleibt? . . . Doch jut . . . Du hast' t ja jewollt!“

„Ach so! Wejen den Bliessen . . . Jc sage Dir, der beijt noch lange nicht an . . . Aber Herrjott, wenn de meinst, det det heute en Zweck hat, na Herrjott, na denn . . .“

„Also, Emil, da hast' n Schlüssel, jekt loofft de nach Hause un nimmst den Spicaal, er liejt ins Kleiderspinde . . . oder aber in de Kommode uff de Hemden. Na de wirft en ja finden. Müffen wir jekt uff die watten, können se nachher ooch uff unsen Emil watten . . . Wat den einen recht is, is den andern billig . . . Det sage ic!“

Emil sah müßbergnügt aus.

„Ne, det kann doch ooch Bertha holen, die hat jüngere Beene, als wie ic!“

„Na . . . wird's bald!“ domierte Mutter, und Emil erinnerte sich wohl des Sages; „Der Klügere giebt nach“ und verschwand.

„Det is doch Ritschke da? So'ne O-Beene hat nur Ritschke!“

„Mojen, Jrenadiere!“ rief Ritschke schon von weitem.

„Mojen, Herr Ritschke!“

„Jut det de kommst, de Olle hat schon jebrummt . . . Aber wat? Feinet Wetter ausjesucht!“

„Na, na, na . . . det jiebt noch en Dreesch!“

„Rist de denn en Laubfrosch, Ritschke, det de det so jenau weißt?“

„Nih janz — aber Sihneroogen hab' id.“

„Ach so! Uff die Weise! . . .“

„Nu, sagt doch mal Kinder, is denn hier nich irgend wo schon 'ne Destille auf? . . . Jc habe nämlich noch keenen Staffee jetrunken . . . mir is janz loddrig.“

„Da drüben wird eben uffgezogen,“ antwortete Herr Bademack.

„Du jehst ma aber nich mit rinn, Du bleibst hier, versteht de,“ und machte sich marsch bereit; sein besseres Dreiviertel kam jedoch dazwischen. „So dide hast de doch det Jeld nich, daß de gleich so anfangen kannst . . . Lassen Se sich nich stören, Herr Ritschke, Sie sind wieder Junggeselle un haben keene Familie wie wir . . .“

„Schulzens kommen!“ rief Meta, welche auf Vorposten gezogen war.

„Schulke, wo haben Se denn Jhren Weißlackierten jelassen un den Pellerinmantel un de Peitsche? rief Ritschke ihm entgegen.“

„Man muß doch ooch mal zu's Civil runtersteijen, sonst halten Se eenen for stolz. Eigentlich is et zwar wejen de Motten. Die Biester kommen zu leichte ins Zeug, wenn man't nicht drägt . . . Vor drei Jahre, da hatt' ic sonne kesse Schale . . . ooch Civil . . . un da nehme ic ihr mal raus . . . slijen ma gleich de Motten, als wie 'n Schneejestöber, un 'n Kopp . . . Na, nu is 't jut, sag' id. . . . Da hab' ic doch sonne dide Bündel Wairträuter mang jestoßen! . . . Wat war?“ . . . Jmma jrade die Stellen, wo de Wairträuter jelejen haben, rahelahl abjejraft!“ . . . Wairträuter un Tuch muß woll so der Wairtrant for de Motten sein . . .“

„Ja, lieber Mann, wie könn' Se aber ooch Wairträuter nehmen,“ sagte Herr Ritschke, der alles konnte und kannte. „Da nehmen Se einfach een paar Bogen Zeitungspapier un wickeln det nu ortsdlich drinn ein . . . de Motten machen nämlich en Unterschied zwischen Druckerschwärze un Wairträuter . . . oder aber . . . Se nehmen Naptalin, det stinkt zwar mächtig . . . oder aber . . . Se nehmen Kampfer un Naptalin, det locht man sich am besten selbst zusammen . . . et jiebt det Dreck zwar ooch zu kaufen . . . oder Se nehmen — — —“

Grete Schulke und Meta Bademack waren inzwischen auch bei Toiletengesprächen und Bertha stand natürlich dabei und lernte sich an.

„Jc det Dein Neuet Jrete? Piekkein! Wat kost' denn da der Meter von? Jc wer' ma woll ooch so eens machen lassen, hier det Jreine hat jekt ausjedient . . . oder vielleicht . . . Jiebt's den Stoff nich in hellblau? Det steht ma besser . . . Hellblond un hellblau is imma nobel. . .“

„De hast doch noch det Himmelblau. . .“

„Det? . . . Det? . . . Det is doch janz unmodern! Un wie is det jemacht! . . . Damit schanter ic mir über de Straße zu jehn, weil ma de Menschen nachschreien . . . Jc mache mir jekt des Neue jenau so wie Deins, det jefällt ma jrohartig! Janz jrohartig! . . . De pumpst et mit doch mal uff en paar Lage? . . .“

„Na, jewiß! Wa können ja denn als Schwestern jehn.“

„Weinah sind wa's ja ooch! Wir zwei beide haben uns eigentlich doch noch nie jezant, Jrete, so leicht, wie ic mir sonst zanke. . . . Na, un et sind doch woll bierzehn Jahre. . . . Wie Jhr damals ooch noch in de Reinickendorferstraße jewohnt habt, wo wa imma uff'n Hof bei de Tonnen jespielt haben mit den Mäze Kunow, — oder wie er jehieken hat, — weest de noch? . . .“

„Sage mal, Meta, waren Kunows nich die in'n Keller, die sich imma so jekelt haben? Jc floobe, die Frau war stärker wie er, un wir haben uns denn imma jefreut, wenn er ihr . . .“

„Ju'n Dag, Wulkows! rief Herr Schulke, auf fünfzig Meter einem anlangenden Ehepaar, einem Niesen und einem Püppchen entgegen, indem er sein Organ in einen solchen

Orkan verwandelte, daß seine Tochter plötzlich von dem weiteren Eheglück der Kunows verstummte.

„Ach Gottchen,“ sagte Frau Schulke, ging an das junge Mädchen heran und kitzelte ihrem kleinen Jungen, den sie auf dem Arm trug, die dicken Pustebaden, „det Kleene haben Se ooch mitgenommen? . . . Wird et denn nich zu kalt sein?“

„Det is zu kalt!“ sagte Frau Bademaß bestimmt. „Wie kann man ooch en Kind, wat noch nich en Jahr is, um Sechsen rausnehmen. Nu, sehn Se mal, det is schon ganz blau gefroren!“

„Wirklich?“ fragte Frau Bullow ganz entsetzt. „Ernst, sieh' Dir bloß mal unsen Jungen an, er is schon ganz blau gefroren! . . . Wenn wa doch man bloß zu Hause jeblieben wären!“

„Aber, Miezelen, Du fällst doch auf allens rinn! Blau soll er sein! Grün is er, total grün mit violettvermüchte Streifen wie'n Papajei . . .“

„Ach, Du machst inma sonne Fiden! Nu denke, doch bloß mal, wenn er sich jetzt erkält' hat!“

„Nu, ängstige Dir doch nich, Mieze. Seh' mal: Wat de einjebornen Eskimos sind, die stecken de ganz, ganz kleinen Kinder in'n Schnee, da wirst Du doch woll Deinen großen Jungen in'n Juni mit drei Bindeln un mit — na, ich weesz janich, wat De ihn allet anjepumpelt hast — um sechs Uhr ins Freie tragen können?! Nich, Mieze?“

„Et is doch nu aber mal keen Einjeborner. Beeßt de, Ernst, ich möchte doch lieber mit's Kind zu Hause bleiben, Du kannst ja . . .“

„Denn kann ich janischt . . . Det macht ma keen Verjüngen alleene . . .“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

40]

Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

(Schluß.)

Bis dahin hatte La Baupalière, verblüfft über die teuflische Kunst, mit welcher Hortense die Thatsachen zurechtlegte, ihrer Erzählung mit anscheinender Ruhe, ohne seine Frau anzusehen, den Blick ins Leere gerichtet, zuzuhören vermocht, aber bei ihren letzten Worten, deren Bedeutung er nur allzuleicht begriff, wandte er sich unwillkürlich halb nach ihr um. Sie machte darauf die gleiche Bewegung entgegengesetzter Richtung, so daß er sie nur von der Seite sah und ihre Blicke einander nicht kreuzen konnten. Uebrigens waren aller Blicke Hortensen zugewandt, die der Richter und Geschworenen, wie die des Publikums, so daß diejenigen ihres Gatten weder von ihr noch von sonst jemandem beachtet wurden.

Ohne besondere Bewegung fuhr sie fort:

„Ebensowenig als über die Fußspur im Garten und das Sulfonal, hat Ihnen Herr La Baupalière über den Tropfenzähler hündigen Aufschluß geben können. Auch hierüber werde ich die volle Wahrheit sagen: er kaufte ihn für die Fowlerischen Tropfen. Ich besah die Letzteren schon lange zuvor, und ehe ich noch Herrn La Baupalière kannte; es war ein Heilmittel für einen Hund, das ich aufbewahrt hatte, wie man so mancherlei aufbewahrt, indem man einfach nicht daran denkt, es wegzuverwerfen. Einige dieser Tropfen, auf den Tabak des Herrn Courteheuse geschüttet, sollten ihm Uebelkeit verursachen und ihn von der Diät die ihm Ganybel vorgeschrieben hatte, abbringen. Hätten wir ihn vergiften wollen, so hätten wir ja keinen Tropfenzähler gebraucht; auf etwas mehr oder etwas weniger Arsenik wäre es ja dann nicht angekommen. Der Tropfenzähler beweist also, daß unsere Absicht keine mörderische war. Als Courteheuse einige Zeit derart besudelten Tabak geraucht hatte, bekam er einen Grippe-Anfall, welcher die gleichen Symptome zeigte, wie die Grippe, an der ich im Jahre zuvor gelitten hatte. Ich mußte also der Erklärung des Arztes vollen Glauben schenken und war überzeugt, Courteheuse leide an der Grippe. Als uns Herr Turlure besuchte, erriet ich bald seinen Verdacht, und um diesen Verdacht abzuwenden, gab ich ihm ein Tuch von mir, anstatt einem des Kranken, und unterschoß eine Locke von La Baupalière derjenigen von Courteheuse. Wir waren zu dieser doppelten Täuschung gezwungen, weil man sonst das Vorhandensein von Arsenik festgestellt und uns des Mordes geziehen hätte. Als ich nach dem Tode

des Herrn Courteheuse Herrn La Baupalière heiratete, erblickte ich in dieser Ehe eine Wiedergutmachung und die Verwirklichung meiner Träume, die Weihe unserer Liebe, die in Träumen geboren war und, wie ich wähnte, in reiner Freude fortleben sollte. Allein ich täuschte mich: Herr La Baupalière wandte sich bald von mir ab, und sobald ich erkannte, daß ich nicht mehr geliebt ward, fühlte ich meine Schuld erdrückend auf mir lasten.“

Sie schien bei diesen Worten unter der Wucht ihrer Last zu erliegen, denn sie stützte sich mit beiden Händen auf die hölzerne Barre vor der Anklagebank; dann fuhr sie fort:

„Daß alsdann Zwistigkeiten zwischen ihm und mir vorgekommen sind, bestreite ich nicht; daß wir uns aber, als wir uns unwohl fühlten, gegenseitig beschuldigt hätten, uns vergiften zu wollen, das ist eine Erfindung, die nur in der Verbrechensmanie des Herrn Turlure entstehen konnte, hervorgerufen durch mißverständlichen, mißdeuteten Dienstbotenklatsch. Herr La Baupalière hat niemals glauben können, ich wolle ihn vergiften, und niemals, niemals habe ich ihn für einen Mörder gehalten. Nun habe ich alles gesagt und lediglich wiederholt, was ich bereits zu Füßen des Pfarrers in Thuit gebeichtet habe, als es in meinem Herzen Tag wurde und ich die Bürde meiner Sünde nicht mehr zu tragen vermochte.“

Wie vernichtet, sank sie auf die Bank zurück. Inmitten allgemeinen Tumults erhob sich ihr Verteidiger Droste und beantragte, die Sitzung zu schließen, um den günstigen Eindruck, den Hortense für sich erweckt hatte, festzuhalten:

„Im Namen des menschlichen Mitleids bitte ich den Herrn Präsidenten, die Verhandlung auf Montag zu vertagen; meine Klientin ist gebrochen, erschöpft, und außer stande, sich zu verteidigen.“

XXV.

Die Zeitungen beschäftigten sich mit nichts mehr als dem Prozeß von Rouen. Seit dem Geständnis Hortenses äußerten sie sich für dieselbe noch günstiger als zuvor und riefen einmütig die Milde des Gerichts für das „schwache Weib“ an. Das Publikum bekundete lebhafteste Sympathie für die Angeklagte; ja man schickte ihr sogar Blumen ins Gefängnis. Alle Welt war auf die weitere Verhandlung gespannt, namentlich auf die Auseinandersetzungen, die zwischen den beiden Angeklagten stattfinden mußten.

Die noch weiter vorggerufenen Zeugen hatten wenig oder gar nichts auszusagen. Der Friseur wiederholte nur, was schon Turlure berichtet hatte, und Divine beteuerte, sie könne sich an nichts mehr erinnern, und sie sei kein Mädchen, das etwa die Herrschaft behorchte; doch gab sie zu, daß das, was der Herr Bürgermeister über ihre Aeußerungen mitgeteilt hatte, möglicherweise wahr sein könne. Die Sachverständigen endlich erneuerten ihre wissenschaftliche Polemik mit Ganybel.

Nun blieb der Staatsanwaltschaft nur noch übrig, Mann und Frau gegen einander zu hegen, indem sie jedes von beiden nötigte, seinen Anteil am Verbrechen genau anzugeben. La Baupalière schien bei den ersten Fragen, die an ihn gerichtet wurden, bereit, Hortense entschieden zu belasten; allein sie unterbrach ihn sofort mit den Worten:

„Habe ich denn nicht bereits gestanden, daß ich alles gethan habe?“

Der Vorsitzende erwiderte:

„Aber Sie waren es doch nicht, die das Sulfonal kauften?“

„Nein.“

„Und den Tropfenzähler?“

„Auch nicht; aber ich habe Herrn Courteheuse das Sulfonal und die Fowlerischen Tropfen eingegeben.“

„Aus freien Stücken?“

„In Uebereinstimmung mit dem, welchen ich liebte.“

„Angetrieben durch ihn?“

„Durch meine Liebe.“

Der Vorsitzende wollte das Verhör nicht weiter treiben und ging zur Vernehnung der Entlastungszeugen über.

La Baupalière hatte nur einige vorladen lassen, obenan den Obmann der Notarkammer; und alle bestätigten die Ehrenhaftigkeit und Rechlichkeit, die er in seinen Amtsgeschäften gezeigt.

Hortense oder vielmehr ihr Verteidiger hatte nur einen Zeugen geladen: den Frenenarzt Soubranne, bekannt durch seine Arbeiten über die Halbverrückten und Willenskranken, sowie durch seine geschickte Dialektik, die ihn für den Angeklagten gefährlich machte, wenn ihn die Staatsanwaltschaft

Kleines Feuilleton.

zug, für die Anklage aber, wenn er, wie in diesem Falle, auf Antrag der Verteidigung gehört wurde.

Soubyranne bewies nun den Geschworenen aufs eindringlichste, daß die Angeklagte als ein Geschöpf mit unentwickeltem Moralsinn ganz instinktmäßig handele, dabei leidenschaftlich und in äußerstem Maße der Suggestion unterworfen sei, also notwendig demjenigen, der sich zu ihrem Herrn mache, blindlings und unbewußt gehorchen müsse. Sie erleide dabei eine wahre Beherrschung, wie die wilden Tiere unter dem Blick des Jägers und wie die Vögel unter dem der Schlange; das sei die sogenannte Ophidiophobie. Ohne Zweifel habe Frau Baupalière unter einem solchen Einfluß ihres Mannes, also willenlos, gehandelt.

Der Staatsanwalt protestierte entschieden gegen diese Gutachten; das Gleiche that der Verteidiger La Baupalières, und es entspann sich daraus eine neue wissenschaftliche Debatte, von welcher übrigens die Geschworenen kein Wort verstanden, sondern nur Kopfschütteln oder Schlawachen bekamen.

Es folgte sodann das Plaidoyer des Staatsanwalts, der sich mit besonderer Heftigkeit gegen La Baupalières wandte; nur aus raffinierter Habgier, in der Absicht, das Vermögen Courtheuses zu gewinnen, habe er sich um die Günst der Frau bemüht, sie unter seine Gewalt gebracht, sie in sein willenloses Werkzeug verwandelt. Beide Schuldigen verdienten strenge rücksichtslose Strafe.

Der Verteidiger La Baupalières gab sich in seiner Replik Mühe, die Wirkung der Fowler'schen Tropfen nochmals in Frage zu stellen, und bemerkte, der Ankläger habe die Thatfache ganz außer acht gelassen, daß La Baupalières Hortense leidenschaftlich liebte, vergötterte. Sie mochte wohl in gewissem Grade von ihm beeinflusst werden, aber für jeden Unbefangenen war es klar, daß ihre Macht über ihn eine weit stärkere gewesen.

Drohe endlich bemühte zunächst zu Gunsten seiner Klientin die Ausführung des Vorredners, daß Courtheuse überhaupt nicht an Gift gestorben sei, und stützte sich im übrigen auf das Gutachten Soubyrannes; ihr Wille sei schwach gewesen, aber ihr Gemüt sei ehrlieh geliebt und habe sie sowohl vor ihrem Reichtvater als hier in diesem Saale zum Geständnis getrieben. Die öffentliche Meinung protestiere gegen ihre Schuld und fühle sich durch eine unwiderstehliche Strömung der Sympathie zu ihr hingezogen. Das öffentliche Gewissen spreche sie frei, und so werde auch die Jury thun.

Auf die Frage des Präsidenten, ob sie noch etwas ihrer Verteidigung hinzuzufügen hätten, schüttelte La Baupalières verneinend den Kopf, aber Hortense erhob sich und sagte:

„Ich flehe die Geschworenen an, sie mögen mir es möglich machen, zu büßen.“

Es war Ritternacht vorüber, als die Geschworenen nach anderthalbstündiger Beratung auf ihre Sitze zurückkehrten. Ein bellommenes Schweigen herrschte im Saal. Der Obmann las das Verdikt vor. Auf die erste Frage, bezüglich La Baupalières: Ja, mit Zulassung mildernder Umstände; auf die zweite, betreffend Hortense: Nein.

„Man führe Frau La Baupalière herein!“ befahl der Präsident, mühsam seine Bewegung unterdrückend.

Sie erschien. Alles erhob sich; es entstand, da sie jeder sehen wollte, ein fürchtbares Gedränge, in welchem man kaum die Worte des Präsidenten vernahm:

„Sie sind frei!“

Sie verschwand sofort wieder; im Gange wurde sie von Mederic erwartet und stürzte mit dem Fuß in seine Arme:

„Dein fürs Leben, für ewig!“

Er trug sie nach einem Wagen, der an der Thür wartete.

Nun wurde La Baupalières hereingeführt. Da er mit den Gerichtsgebräuchen vertraut war, so konnte er aus dem Umfange, daß er nicht zugleich mit seiner Frau eingeführt worden, bereits den Schluß ziehen, daß sie freigesprochen und er verurteilt war. Zum Tode? —

Der Gerichtsschreiber verlas das Verdikt und der Gerichtshof zog sich zur Beratung über die Strafe zurück. Alles drängte sich vor, um das interessante Schauspiel der moralischen Agonie auf seinen Gesichtszügen zu lesen. Diejenigen, die nicht das Glück genossen, auf den ersten Bänken zu sitzen, lärmten oder rissen Witze.

Als der Gerichtshof zurückkehrte, mußten die Quisiers erst die nötige Ruhe schaffen, damit man vernehmen konnte, wie der Präsident mit feierlicher Stimme das Urteil verlas:

„Zwanzig Jahre Zuchthaus!“ —

br. Trinkgesetze der alten Steinhauer (wahrscheinlich aus dem 17. Jahrhundert stammend):

1. Jeder muß anständig, den Rock (die drei unteren Rockknöpfe auf der linken Seite) zugeknöpft am Tische sitzen. Niemand darf daher die Hand auslegen oder den Arm aufstemmen.
2. Niemand darf ohne Erlaubnis von seinem Sitz aufstehen, oder, ohne uns Wort zu bitten, sprechen.
3. Wenn der Altgezell klopft, müssen alle aufstehen und den Hut abnehmen, bis es heißt, Gesellschaft soll bedankt und bedeckt sein.
4. Niemand darf ein Glas oder einen Becher mit der Hand darreichen, es müssen diese Gefäße vor jedem auf den Tisch gestellt werden.
5. Krüge und Gläser dürfen nur mit der rechten Hand angefaßt werden.
6. Niemand darf mehr Wein oder Bier verschütten, als er mit der Hand bedecken kann.
7. Niemand soll unzüchtige Reden führen, auch nicht mit Karten oder Würfeln spielen. Wer dagegen fehlt, dem wird die Wächse vorgehalten, damit er Strafe bezahle. —

— Was alles im Wein enthalten sein kann. Nach dem 1898er Jahresbericht der Untersuchungsanstalt für Nahrungs- und Genussmittel des Allgemeinen östreichischen Apothekervereins ergaben sich bei den vorgenommenen Untersuchungen von Wein und Most folgende ungewöhnlich ungehörige Bestandteile: eine Kunstmoßsäure mit 67,8 Proz. Essigsäure, 1,58 Proz. Extrakt, 0,6 Proz. Mineralstoffen war mit einem Theersorbstoff (Rumbraun) gefärbt, mit Saccharin versüßt, mit Wirtäther (Amylacetat) parfümiert und enthielt Spuren von Metallverbindungen. Eine Weinprobe enthielt Kupfer und Nickel, eine sogar 7 1/2 Milligramm Kupfer in einem Liter, eine andere gar Chloroform und wieder eine andere rohe Karbolsäure. Ein Sherry war gepüßt, ein Sektwein mit Stärkezucker versüßt, ein Most mit Rohrzucker gallisiert und gepantscht; eine Weinprobe enthielt größere Mengen gelösten Eiweißes, die beim Kochen sich ausfchieden usw. —

— Gegen das unzeitige Brüten der Hühner. Man setzt, wie der „Praktische Wegweiser“ (Würzburg) schreibt, die Brüterin in die dunkelste Ecke des Kellers und stellt zugleich an eine andere, aber etwas hellere Stelle ein Gefäß mit gutem Futter nebst Wasser. Gewöhnlich bleibt die Henne einen Tag still sitzen, nachher sucht und findet sie das Futter, sitzt wieder still, und so bis zum dritten oder vierten Tag, wo sie wieder in Freiheit gesetzt wird. Der feuchte kühle Kellerboden in Verbindung mit der Dunkelheit hat dem Tiere das Brüten verleidet, die normale Lebenshätigkeit beginnt wieder und mit ihr das Eierlegen. —

Kulturgeschichtliches.

19. Märkische Fischerei. Die Wenden, die in grauer Vorzeit zwischen Sumpf und Heide hausten, waren ein geborenes Fischervolk. Die Bewohner der Flüsse und Seen bildeten ihr Hauptnahrungsmittel. Die märkischen Dörfer liegen noch heute oder lagen doch einmal am Wasser. Wenn man in Fidicins „Territorien der Mark Brandenburg“ die mittelalterlichen Landkarten mit den neueren vergleicht, kann man noch deutlich den Weg verfolgen, auf dem das Wasser im Laufe der Jahrhunderte zurückgegangen ist. Die Altertumsfunde, die man in der Mark gemacht, gehören beinahe ausschließlich dem Fischfang und seinen Geräten an. Das märkische Museum birgt eine interessante Sammlung alten und neuen Fischereizugs. Wendische Nachlässe findet man heute in allem, was mit der Fischerei zusammenhängt. Wie Stadtrat Friedel festgelegt hat, sind eine ganze Reihe unserer Fischnamen wendischer Herkunft, so der Kellei, die Plöge, Döbel, Raab, Kulebarsch u. s. w. In den „Stiegen“ unserer Städte, dem ständigen Sitz der Fischer, hat man die ehemalige Kiger oder Kigier, das heißt die Fischerhütte vor sich. Obgleich der Strom in der Vorzeit ziemlich frei war, hatte man die Fangverhältnisse doch schon streng geregelt und das Wassergebiet unter die einzelnen Zünfte verteilt. Raubfischerei war verboten, über die Ordnung wachten die „Brißtabel“ oder Fischwächter, deren einer in Spandau, der andere in Köpenick saß. Den Berliner Fischern war das Fangen auf der Spree nur bis zum Ober- und zum Unterbaum erlaubt. Am Berliner Rathaus befand sich im Mittelalter ein eiserner Fisch, dessen Größe das Maß angab, unter dem kein im Garn gefangener Fisch auf den Markt gebracht werden durfte. —

Medizinisches.

ss. Vergahnhweh. Eine eigentümliche Form der Bergkrankheit, die sich gegen die Zähne wendet, ist zuerst in Italien und jetzt nach den Beobachtungen von Zahnarzt S a f n e r in Zürich auch in den Schweizer Alpen entdeckt worden. Die „Schweizer Vierteljahrschrift für Zahnheilkunde“ schreibt darüber, daß sich bei einem Ingenieur des Jungfrau-Bahnbaues nach zehntägigem Aufenthalt in 2600 Meter Höhe ein heftiger pulsierender Schmerz in 3 bis 4 nebeneinander stehenden Zähnen einstellte. Das Zahnfleisch und die Wangen schwellen stark an. Nach 5 Tagen verschwand die ganze Erscheinung, ohne irgendwelche Beschwerden zurückzulassen, und die befallenen Zähne erwiesen sich als vollkommen gesund. Von dieser

Krankheit wurden alle in der genannten Höhe Arbeitenden befallen, und zwar die schweizerischen Ingenieure ebensowohl wie die italienischen Erdarbeiter. In der Regel stellte sich der Anfall bei jedem Neuling am 8. bis 9. Tage ein. Die angegriffene Kieferseite war nicht immer dieselbe, übereinstimmend dagegen wurden stets 2 bis 4 nebeneinander stehende Zähne betroffen und der ganze Nervenstamm in Mitleidenschaft gezogen. —

Aus dem Gebiete der Chemie.

ic. Jod im Meerwasser. Dem französischen Forscher Gautier gelang es vor wenigen Monaten, einen Jodgehalt in der Seeluft nachzuweisen. Im Meerwasser selbst war das Vorhandensein des eigenartigen Elementes seit langem bekannt, hat man es doch frühzeitig aus dem Meere zu gewinnen gelernt, allerdings nicht aus dem Wasser selbst, sondern aus verschiedenen Arten von Meerespflanzen. Man hat aber bisher immer angenommen, daß das Jod in gewisser mineralischen Lösungen im Meerwasser enthalten sei, und daß die Pflanzen es aus ihnen gleichsam aufsaugen. Gautier fand ganz wider sein eigenes Erwarten in einer erheblichen Menge Meerwasser überhaupt keine Spur von Jod, so lange er die gewöhnlichen Mittel zum Nachweis des Elementes benutzte. Da diese Mittel zu den empfindlichsten gehören, über die die Chemie überhaupt verfügt, so konnte Gautier mit Sicherheit behaupten, daß in einer Menge von 5 Litern Meerwasser sicher nur weniger als 1/10 Milligramm Jod enthalten sein könne. Bei einem so geringen Jodgehalt des Meerwassers wäre es indessen gar nicht einzusehen, wo die Meerespflanzen, diese Hauptlieferanten von allem Jod, das in unseren Apotheken feilgehalten wird, diesen Stoff herbekommen sollten, und wo er nach ihrem Absterben bliebe. Gautier hat dieses Rätsel gelöst. In der That ist eine gar nicht unbeträchtliche Menge von Jod im Meerwasser enthalten, aber merkwürdigerweise zum größten Teile in organischen Verbindungen, statt, wie man es bisher erwartet hatte, in mineralischen Verbindungen. Etwa ein Fünftel ist direkt an mikroskopische Lebewesen gebunden, an Algen, winzige Schwämme und Bakterienkolonien, die sich bis zu einer gewissen Tiefe im Seewasser aufhalten und sich von der Strömung als sogenanntes Plankton treiben lassen. Besonders die Algen sind außerordentlich reich an Jod. Bei den großen Algen enthalten die jungen Blätter am meisten von dem Stoffe, und daher ist es wahrscheinlich, daß sie ihn in späterem Alter und besonders nach ihrem Absterben an die Meerwasser abgeben, so daß dieses viernmal so viel Jod enthalten kann, als in den Pflanzchen und Tierchen aufgespeichert ist. Das organische Jod findet sich im Wasser in Verbindung mit Stickstoff und besonders mit Mangan und Phosphor. Uebrigens sind für das Geschwisterelement des Jod, das Brom, dieselben Verhältnisse nachzuweisen. Das Vorhandensein dieser Stoffe im Meerwasser hat noch eine besondere Bedeutung mit Rücksicht auf die Wirkung der Seebäder. Von Gautier veranlaßt, hat ein jüngerer Forscher, Gallard, durch Experimente an Kaninchen nachgewiesen, daß das Jod durch die Haut hindurch direkt in den Körper übergeht und nicht nur von den verschiedenen Eingeweiden, sondern ganz besonders vom Gehirn aufgenommen wird. Die Aufnahme von Jod auf solchem Wege wird scheinbar durch die Beobachtung einer vegetarischen Kost befördert. Der Jod- und Bromgehalt des Meerwassers kommt also den Menschen als anregendes stärkendes Agens beim Seebad zu gute. —

Bergbau.

c. Die Goldproduktion der Welt im Jahre 1898 hat den Wert von 1200 Millionen Mark erreicht, die ein Gewicht von 351 000 Kilo darstellen. 1897 betrug sie nur 960 Millionen Mark. Die Produktion ist in allen produktiven Ländern in der Zunahme. Zum erstmalig nimmt, nach einer amerikanischen Statistik, Transvaal im Jahre 1898 die erste Stelle ein, mit einer Produktion von 78 220 950 Dollar Gold gegen 56 718 679 Dollar im Jahre 1897. An zweiter Stelle erst kommen die Vereinigten Staaten, deren Produktion sich aber auch von 59 210 795 auf 64 300 000 Dollar erhöht hat. Dann kommt Australien mit 61 430 763 gegen 52 095 338 Dollar im Vorjahre. Rußland hat 1898 für 25 136 994 Dollar Gold produziert und Kanada für 14 190 000. Darauf kommen Indien mit 7 753 150, Mexiko mit 7 668 866 und China mit 6 641 190 Dollar Gold. —

Technisches.

— Pierre ceramique. Das „Handelsmuseum“ beschreibt die vielfachen Verwendungen, die ein aus sonst ganz wertlosen Glasscherben erzeugtes Rohmaterial für die verschiedensten technischen Zwecke gewonnen hat. Eine Fabrik, die sich mit solchen Arbeiten beschäftigt, befindet sich in Demi-Lune bei Lyon. Glasscherben werden auf eine Temperatur von 1250 Grad Celsius gebracht und in Matrizen durch hydraulische Pressen komprimiert. Durch diesen nach dem Erfinder „Garchey-Prozess“ benannten Entgasungsvorgang wird ohne irgend eine merkbare chemische Veränderung ein bedeutender Wechsel des physischen Aggregatzustandes herbeigeführt. Die nunmehr undurchsichtig gewordene Masse widersteht Zermalmungsversuchen, heftigen Schlägen, dem Froste und

gewöhnlichem sorglosen Gebrauche mit bestem Erfolge. Dieses „Pierre ceramique“ (auch Ceramio-Krystall, devitrifiziertes Glas) benannte Material findet vorläufig seine ausgedehnteste Anwendung zu Pflasterungszwecken. Nach monatelangem Gebrauch in den Straßen Lyons zeigen die dortigen acht Fuß im Geviert messenden, in 16 gewürfelte Felder eingeteilten Pflastersteine eine geringere Abnutzung als Steinpflaster in derselben Zeit: ihre engen Fugen lassen kein Wasser durch; sie sind schlechte Wärme- und Kälteleiter, erschweren die Eisbildung sowie die Schmutz- und Mikrobenanhäufung und sind überdies noch billiger als Steinpflaster. Pierre ceramique wird in glatten Stücken hergestellt wie wohlpolierter Marmor, in rauhen wie gebrochenes Gestein und in solchen mit ziegelähnlicher Oberfläche. Man kann es, abgesehen von Pflasterungszwecken, auch zu Röhren, Pfeifen, Kästern, Ziegeln und Fabrikhornsteinen und für Bauzwecke gebrauchen. Ein großartiges Gebäude aus ceramique pierre soll eine der größten Attraktionen auf der Pariser Ausstellung von 1900 bilden. Auch ist es fähig, in jede beliebige Form modelliert zu werden. —

Humoristisches.

- Reminiscenz. Freund: „Du bist ja ganz gerührt?“ Witwer: „Ach, ich habe soeben von einem Unbekannten irrtümlicherweise eine Ohrfeige bekommen und die hat mich so an meine selige Alte erinnert.“ —
- Die Sünden der Väter. Freund: „Warum verbrennst Du denn Deine alten Schatzzeugnisse?“ Hausherr: „Damit sie mein Ältesten nicht in die Hände bekommen, der Bengel hat jetzt lesen gelernt.“ — (Megg. hum. Bl.)
- Hochzeitsreise. A.: „Wie kommen Sie hierher?“ B.: „Ich befinde mich mit meiner Frau auf der Hochzeitsreise.“ A.: „Wo ist sie denn?“ B.: „Sie fährt zweiter, ich der Ersparnis halber dritter Klasse.“ —

Notizen.

- In den „Vereinigten Staaten“ giebt es gegenwärtig mehr als 850 deutsche Zeitungen und Zeitschriften. Von dieser Gesamtzahl erscheinen rund 100 täglich, 30 halbwöchentlich, 10 dreimal die Woche, 560 wöchentlich, 70 Sonntags, 30 halbmonatlich, 60 monatlich. —
- Das Berliner Schauspielhaus bringt vor Schluß der Saison in der nächsten Woche noch eine heitere Novität: „Auf Strafurlaub“, von Gustav v. Moser und Thilo v. Trotha. —
- Der Burg-Schauspieler Emmerich Robert (Robert Maghar) ist im Alter von 62 Jahren in Würzburg gestorben. In Berlin gastierte er 1867 zum erstenmale im Schauspielhaus und trat dann im folgenden Jahre in den Verband desselben ein. Hier wirkte er vier Jahre als jugendlicher Geldliebhaber mit großem künstlerischen Erfolge. Als Heinrich Laube 1872 das Wiener Stadttheater begründete, folgte Robert seinem Rufe dorthin und wurde 1878 lebenslängliches Mitglied des Burg-Theaters. Hamlet, Romeo, Marc Anton, Cymont, Mortimer, Don Carlos, Ferdinand, später Orestes, König Dedipus u. a. waren seine besten Rollen. —

- Heinrich Biegand, der ehemalige Assistent der Wiener Hofoper, ist im Alter von 58 Jahren in der Irrenanstalt zu Frankfurt a. M. gestorben. —
- Das für diesen Sommer angekündigte Gastspiel der Budapester Nationaloper in Berlin wird nicht zu Stande kommen. Nach dem „B. T.“ soll es aber Ende des nächsten Winters im Opernhause stattfinden. —

t. Hansen sagte in einem Vortrage in der Wissenschaftlichen Gesellschaft zu Christiania das wissenschaftliche Ergebnis der „Fram“-Expedition in Bezug auf die Strömungen in dem Nordpolarmeer in folgendem zusammen: Der Golfstrom strömt längs der Westküste Spitzbergens in das Becken des Polarmeeres als eine schmale Strömung hinein, vermag aber mit seinem Wasser von sehr hohem Salzgehalt das ganze Bassin vom Meeresgrunde bis zu einer Höhe von 200 Metern unter dem Wasserspiegel zu füllen. Oberhalb dieser stark salzigen Wassermaße befindet sich das eigentliche Polarmeer, das stark mit Süßwasser verdünnt in einer oberflächlichen Schicht von etwa 200 Meter Tiefe seine eigenen Strömungen vollführt. —

— Unweit des Dorfes Amelith im Solling stehen, wie die Zeitschrift „Niedersachsen“ mitteilt, mächtige alte Eichen, deren stärkste in geringer Höhe über dem Erdboden einen Umfang von zwölf Metern hat. Von den unteren Ästen starren freilich nur noch einige abgestorbene Stämme in die Luft, die an und für sich schon mächtigen Stämmen an Umfang gleichkommen, aber der Wipfel des mehrerer Jahrhunderte alten Baumes bekleidet sich noch alljährlich mit frischem Grün. —